

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1922

210 (9.9.1922) Die Mußestunde

Bereits von ihrem vierten Jahre ab müssen sich die kleinen Mädchen mit dem feuchten Element vertraut machen...

Die Männer in dieser merkwürdigen Stadt achten bei der Heirat nicht so sehr auf die Schönheit ihrer Zukünftigen...

Aus Welt und Wissen

Bismarck und Raffale. Zu den Lieblingszitatlen Bismarcks gehörte der Virgilvers („Aeneis“ VII, 812): „Flectere si nequeo sapere“...

Kaum zwei Monate später stand Ferdinand Raffale vor Gericht, weil er durch Agitation für das allgemeine Wahlrecht die preussische Verfassung habe stürzen wollen...

Und nun ist es merkwürdig, daß der erwähnte Virgilvers auch ein Lieblingszitat Raffales gewesen ist...

Rettung eines in Seenot befindlichen Schiffes durch den Sappadampfer Fürst Wilow. Auf seiner letzten Reise nach den Verdischen Inseln vollbrachte der Dampfer Fürst Wilow...

Rettung eines in Seenot befindlichen Schiffes durch den Sappadampfer Fürst Wilow. Auf seiner letzten Reise nach den Verdischen Inseln vollbrachte der Dampfer Fürst Wilow...

Sprüche

Erkenntnis der Würde und Ausübung der Pflicht sind die höchsten Gebote der Sittlichkeit.

Wo unter dem Schuß weisser Gelecke und freier Institutionen a l l e Wälder der Kultur sich kräftig entfalten...

Schriftleiter: Hermann Winter, Druck und Verlag von G. u. C. in Karlsruhe, Luisenstraße 2

Rätfel

Wörter-Rätfel



Buchstaben-Ergänzungs-Rätfel

Die Wörter Tuch, Horn, Karo, Rads, Strich, Bedant, Band, Otto, Horn, Freue, Sing, Kopf sind durch An- oder Einfügung eines neuen Buchstabens in andere Wörter zu verwandeln...

Kamm-Rätfel

A 3x3 grid puzzle with numbers 1-5 in some cells and empty cells for letters.

Diese Räthel sind durch Buchstaben zu ersetzen, derart, daß die wogerechte Reihe einen Temperaturzustand im Sommer und und jede der drei senkrechten eine Stadt in Bayern, ein Getränk und einen Naturstoff nennt.

Rätfel

Freund! Waschen einst mit freundlich süßem Gange Die lieben Ersten dir die Dritte zu. So fass' ich'n und mutig du das Ganze, Denn sonst entfliehet er dir im Nu!

Auflösungen der Räthel in der Nummer der 35. Woche

Namen-Zahlenpiel: Ida, Lina, Nanni, Feine, etc. = Strickadel. Gd-Rätfel: Feder, Epos, Ros, es, N. Scherz-Rebus: Zwei Unterbeamte. Rätfel: Kalbfell.

Witz und Humor

Ein kleines Mißverständnis. Ein Farmer aus Wildwoest besuchte einst in Hamburg ein Bierlokal und bestellte sich ein Pilsener. Der Kellner bringt das Bier mit einem schönen, neuen Rappe-Lutterheber...

Berechtigter Abzug. Gläubiger (der endlich einmal sein Geld bekommt): „... Es fehlen aber noch hundert Mark, wenn ich bitten darf!“ - Schuldlos: „Die gibst du Ihnen als Mietzinsbeitrag ab, da Sie ja in den letzten Monaten eigentlich mehr in meiner Wohnung waren, als ich selbst!“

Die Braut. Die vierjährige Jutta äußert einen dringenden Wunsch. Ihr sechsjähriger Vetter will mit ihr gehen. „Aber nein“, sagt die beaufsichtigende Tante, „das schickst du doch nicht!“ Darauf Jutta gönnerhaft: „Ach, laß ihn doch! Ich bin ja seine Braut!“

Die Witzfestunde Zur Unterhaltung und Belehrung

36. Woche

Karlsruhe, den 9. September

1922

Bergwald

Du meine Schnjudt, dunkelster Felsenwald! In deine grünen Schatten trete ich frei und fromm. Fernab ließ ich der Liebe lodendes Leid, und alle die Räthel des Lebens...

Aus: Grähl Hochlandslieder

Strand-Erlebnis

Von Walter von Molo

Walter von Molo, der Dichter des „Schiller-Romans“ und der Trilogie „Ein Volk wacht auf“, hat soeben im Verlage Langen, München, einen Band kleiner Erzählungen unter dem Titel „Im Zwielicht der Zeit“ erscheinen lassen.

Ich sah schlängelnd vor dem Garten des Sotels und erwartete die Post; da kam ein mächtiges Automobil herangebraust, überschüttete mich aus seiner Riesenstaubwolke und hielt. Mit dem naiven Interesse eines Badegastes...

„Wer sind die beiden?“ „Arel Geltberg aus Gderfund, samt Frau Jane Geltberg und Begleitung: Diener John Wilson.“ „Der Mann ist stumm?“ „Ja.“

Mittags saßen sie mir gegenüber. Mein odes Strand-dajem hatte Inhalt. Ich sah den sorgenden, demütig mitleidigen, den abblühenden Vahd, mit dem Frau Jane ihren Gatten beobachtete und bediente. Sie sprach leise und wenig, er antwortete durch Gebärden. Sie saßen sich bald

zurück. Mit stummen Kopfschütteln verabschiedeten sie sich. „Wie zwei Fürsten“, stellte der reichgewordene Meggersmeister fest; seine dicke Gattin sah indigniert Frau Janens schönen Süßen nach. „Sie ist zu mager!“

Den Rest des Tages blieben die Fremden in ihrem Zimmer. Die Frau hatte verlangt, daß ihre Zimmer keine Aussicht auf das Meer hätten. Ich zog den Sotelarzt zu Rate.

„Kommen Sie morgen, ganz frühe, ehe noch die Sonne da ist, in unsere Badeanstalt; dann wissen sie alles!“

Bis 11 Uhr ging ich am nächtlichen Strand spazieren. Dann tappte ich die Nacht durch in meinem Zimmer auf und ab. Bei den Fremden waren unentwegt alle Fenster hell. Um 5 Uhr ging ich an den Strand. Als ich die gelassen anschwelenden Wogenfüsse kommen und gehen sah, wurde mir leichter; bei der Badeanstalt traf ich den Arzt; er war sonst kein Frühlingsfeber. Hinter ihm stand John Wilson, der Diener.

„Bitte verbergen Sie sich!“ sprach ernst der Arzt, „es ist für uns leichter.“

Ich trat in eine der leeren Kabinen und zog hinter mir die Türe zu. Die Nigen im Holz gaben mir Ausblick.

Langsam kamen die zwei Fremden näher. Arel Geltbergs Gesicht zuckte. Er blickte auf das Meer. Sie blieben beim Doktor stehen. Der begann vom Wetter zu sprechen, vom Fremdenbeluch, er erzählte einen seiner „interessantesten Fälle“. Wohin sollte das führen? Jane trat ihren Mann beobachtend, einen Schritt zurück, lautlos lief sie an den Sand, bei bleichem Antlitz zur Badeanstalt. Sie schlüpfte in eine Kabine. Kleidertraheln. Schwere bange Atemzüge. Die Tür ging. Jane trat im Schwimmanzug ins Freie; sie mußte ihn schon unter den Kleibern getragen haben. Wie die schaumgeborene Göttin stand sie. Brustvoll schön.

Sie haßte zum Meer. Mit einem Ausdruck unglücklicher Angst hing ihr Blick an ihrem Mann. Er stand abgewendet, vom Doktor vom Strand abgedrängt. Der Doktor schwahte auf Wind und Brand in den Stummen hinein.

Sie stieß mit langen Stößen ins Meer. Sie wandte sich und ... schrie um Hilfe. Ihr Mann fuhr herum, er umklammerte, am ganzen Körper zitternd, den Arm des Arztes. Sein Blick zerbrach. Ein Krampf mußte die Frau erfaßt haben! Sie kämpfte mit den Wellen! Ich rief die Tür auf, wollte zu Hilfe stürzen, Wilson warf mich an die Bretterwand zurück, die Frau sank. Noch einmal kam sie hoch. Ein gurgelnder Schrei brach aus ihres Mannes stummen Mund.

„Jane!?“ „Ja!?“ „Ich komme! Ich ... komme!“

Wie eine Nixe schoß sie durch die Türe zurück. Sie durchbrach die Wogen und stürzte zu ihrem Mann. Sie beland umschlossen ihn ihre weißen Arme. Sie weinten, Leib an Leib.

„Kommen Sie!“ sprach heiser der Doktor. „Wilson ist ein warmer Rock für seinen Herrn!“ Wir schritten dem Hotel zu.

„Was war das Doktor?“ „Sie ist, wie Sie haben, eine glänzende Schwimmerin. Wenn der Mensch schön, reich und glücklich ist, wird er übermütig. Sie unterhielt sich früher gern damit, ihren Mann zu ängstigen. Wenn sie weit in das Wasser hinausschwamm, daß er sie kaum mehr sehen konnte, stand er ängstlich am Strand, an der gleichen Stelle wie heute. Sie triebte einmal ihrem Mann einen Krampf vor, rief um

Hilfe und verschwand im Wasser. Seither war er stumm. Seit zwei Jahren reisten sie von Ort zu Ort!

„Gehen Sie jetzt frühstück.“ Ich sah kaum im Schaal, da gab es neue Aufregung. Rärmend und schreiend lief das Hotelpersonal zusammen. Der Kellner verschüttete die Schokolade.

„Was ist denn los?“ „Der stumme Herr, der gestern kam, hat sich erschossen.“ Ich stürzte ins Hotel. Ich traf auf der Treppe den Direktor.

„Das Glück, daß die Saison zu Ende ist! Das wäre sonst ein schwerer Schaden für uns!“ „Ja, ist es denn wahr?“ „Ja, er ist tot.“

Ich ging mit zitternden Knien in den Speisesaal zurück. Ich sah nieder und sah auf das Meer, das in der Sonne ruhig jott glänzte.

Nach einer Weile kam der Doktor. Unwirsch ließ er sich ein Glas Kognak geben.

„Können Sie schweigen?“ „Ja.“ „Dann lesen Sie...“ Er hielt mir ein beschriebenes Stück Papier entgegen. Ich las:

„Verzeihe mir, Jane. Ohne Dich kann ich nicht leben, mit Dir auch nicht mehr! Ich hätte immer Angst vor Dir! Gättest Du mich stumm gelassen! Ich kann kein Spielzeug sein...“

Der Doktor nahm mir den Bettel aus der Hand und geriff ihn in kleine Fetzen, die er sorgsam zu sich steckte.

„Die arme Frau braucht das nicht auch noch zu erfahren.“ Er kippte seinen Kognak und erhob sich. „Der Mensch ist nicht zurechnungsfähig, wenn er weiß, was er ist! Machen wir weiter! Mahlzeit!“

Die Rolle des Alkohols in Hauptmanns Dramen

Ein Studie von J. Mische

Wohl keiner der auf deutschem Heimathoden herangereiften Bühnenschriftsteller hat die traurige Wirkung des Alkohols in seinen Werken so häufig behandelt, als der Schlesier Gerhart Hauptmann, zu dessen Jubiläumfeier man jetzt eifrig rüft.

Schon in seinem, zur weithin leuchtenden Sturmflut des jungen Naturalismus gewordenen Erstlingswerk „Vor Sonnenaufgang“ spielt der Alkohol nicht nur eine begleitende Rolle, vielmehr wird er direkt als Grundmotiv des Dramas gestaltet. Der sozialistische Schwärmer Roth, der in eine über Nacht reich gewordene Bauernfamilie hineingerät, hat beim Anblick der halbvertierten Gestalten nichts eiligeres zu tun, als diesen eine Statistik über all das Unheil aufzumachen, das der Dämon Alkohol allenthalben anrichtet. Auf diesem Problem baut sich das Drama auf. In der Trunkenheit empfindet der Bauer Krause segelnde Gelüste gegenüber seiner eigenen Tochter; „ohne meinen Wein könnt ich nicht leben“, spricht Karl Wilhelm, der einseitigen seiner zukünftigen Schwiegermutter als Bettgenosse dient; das noch gar nicht kispelnde Baby greift unwillkürlich nach der Schnapsflasche und zum Schluß bricht Dr. Roth seiner Braut den Treuschwur, weil er sich vor der sich weiter berebernden degenerierenden Eigenschaft des Alkohols fürchtet.

Im „Friedensfest“, jenem Familien drama, in dem alle Mitglieder der im Vordergrunde des Dramas stehenden Familie sich entzweit haben und in die Welt hinausgegangen sind, um an einem Weihnachtsabend wieder zusammenzutreffen, ist der seine Umgebung tyrannisierende Vater ein heimlicher Kränker, bei dem zeitweilig der Verfolgungswahn durchbricht und den zum Schluß in einem solchen Anfall der Schlag trifft. Das andere große naturalistische Schuldrama des Dichters, der „Herrmann Genfchel“, spielt im Gasthof „Zum grauen Schwan“ in einem schlesischen Wadort. Als überm Schnaps-gläse brühtend, zeichnet dort der Dichter einen der Beteiligten, und der entscheidende Auftritt ereignet sich vor dem Schenktisch in dunndurchschwängelter Bierstimmung.

Auch in den Stücken, die aus der Erinnerung an die Breslauer Kunstschule (die Hauptmann einst besuchte, um Vater zu werden) heraus geboren sind, finden wir dieses Thema. Sein „Kollege Crampion“, ein im Kneipenpuffe bezommener Familienvater und von der Akademie, an der er unterrichtet, geachteter Professor, ist dem zerstückelten Dämon er-

geben. Und ganz ähnlich geht es auch im „Michael Kraemer“. Nur ist dort nicht der Vater, sondern der Sohn ein berrummeltes Genie. In dem Scherzspiel „Schlund und Fau“, wo die beiden Kumpane sich vor dem Schloßhofe herumtreiben, vernehmen wir aus des einen Munde gleich im ersten Akt den beherzigenswerten Entschluß: „Schnaps will ich han! Branntwein will ich han! Und wenn ich Haber verkauffa soll — und wenn ich mei Weiß verkauffa soll — und wenn ich mei Viehe verkauffa soll — und wenn ich a Nachloap verkauffa soll — und wenn ich a Nachloap verkauffa soll!“ — Inbes am wichtigsten dünkt uns das starke Hineinspielen des Fajels in des Dichters ergreifende Traumbildung „Ganneles Himmelfahrt“. Das arme, in Fieberphantasie liegende Kind des veroffenteten Maurers im Dorf, des Mattern, hat unter der rohen Brügelust seines betroffenen Pflagenvaters Schmerzliches zu erdulden gehabt. Selbst in seinen teilweise schon der Welt entrückten Fieberträumen denkt es an den vom Alkohol geleiteten und daher brutalen Vater: „Pfi, wie das stinkt! Du hast wieder Branntwein getrunken“, spricht das gequälte Kind zu der Traumgestalt des Vaters, den man jetzt als indirekten Mörder des Mädchens ansieht. „Wöber! Wöber!“ hallt es aus dem Munde der Frauen. Zum Kindesmörder ist der Teufel Alkohol geworden.

Man wird nach den Gründen fragen, die Hauptmann zu der häufigen Gestaltung oder Verhüllung dieses Problems führten. Sie sind unschwer zu erkennen. Wenn man auch nicht behaupten kann, daß der Kapitalismus bei seinem Aufkommen der niederen Bevölkerung den Schnaps bewußt dergestalt aufzubereitet hat, wie etwa einst die nordgermanischen Weihen, naturliebenden braunen Söhnen des amerikanischen Westens, das diese degimierende Feuerwaße, so ist es doch Tatsache, daß der wenig geübte Industriearbeiter vor hiezig und fünfzig Jahren leichter an das Schnapsflasker herangebracht wurde, als die Arbeiter der früheren Wirtschaftsepochen. In der Lösung von Familienfisch, von der gemeinsamen Maßigkeit liegt ohne Zweifel ein stark verführerisches Moment, das nicht übersehen werden darf.

Berücksichtigt man ferner, daß Hauptmanns Schaffen in den Vorarbeiten des Franzosen Pola, des Russen Tolstoi und des Deutschen Arno Holz basiert und diese — es sei nur an Tolstois Bauerndrama „Die Nacht der Finsternis“ und Holz' „Familie Selide“ erinnert — gleichfalls das tröstlose Graue der Schnapsheit zeichneten, so wird Hauptmanns Vorgehen noch verständlicher. Das war eben das Milieu, aus dem die neue, die naturalistische Richtung damals ihre Stoffe nahm. Rißt doch auch der Bühnendichtler Sudermann in seiner vor dreißig Jahren erschienenen „Ehre“, ähnlich dem Dichter Hauptmann, das zur Ehe reife Mädchen, das einen Arbeiter heiraten soll, ausrufen: „So einen Plebejer, wie sie da hinten in der Fabrik arbeiten, will ich nicht. Der verkauft doch bloß den Lohn und schlägt einen...“ Wobei allerdings zu beachten ist, daß die bewußte heiratsfähige Tochter auch nicht gerade ein Mustermenschen ist; indes wollen wir nicht übersehen, daß die moralische Zucht der gewerkschaftlichen Organisation in der Bekämpfung des Fajels nach und nach ein sehr wesentliches Stück Kulturarbeit geleistet hat und daß also die tröstlosen Typen aus jener Zeit heute zu einer selteneren Erscheinung geworden sind. Die sozialistische Ideale entrißen den unter der wirtschaftlichen Ungunst leidenden Industriearbeiter dem hoffnungslosen Pessimismus, in welchen ihn die Zeit hineingedrängt hatte und in dem er zur Flasche griff, und führten ihn aufwärts.

Natürlich waren den Weihen die Schnapsfondänen, so genannten jene Herrschaften diese Stude, ein Guel. Die guten bürgerlichen Gentleman sangen wohl Scheffels Kneiplieder mit Begeisterung und waren in vielen Punkten noch schlimmer als die Figuren auf der Bühne, gelten mochten sie aber solches öffentlich nicht lassen.

Uebrigens: Gerhart Hauptmann stammt selbst aus einem schlesischen Gastwirtschaufe und wird also wohl Gelegenheit zu fruchtbareren Anschauungsunterricht gehabt haben. Hippich scheint der Maurer Mattern im „Gannele“. Dem Maurer häßete in Schlesien lange Zeit der Ruf des unbesserlichen Trinkers an. Das war bestimmt übertrieben, dennoch läßt es sich nicht leugnen, daß, ehe die Organisation dort ihren heilsamen Einfluß ausübte, der Kornbranntwein vielfach zum ständigen täglichen Getränk auf der Baustelle gehörte, und so zu manchem Mauth verleitete, der dann gelegentlich in familiensichere Taten auslöste, ähnlich wie sie in der „Gannele“ Dichtung getemzelnd sind. Das brachte die Eigenart des Gewerbes mit sich, durch welche der Bauarbeiter nicht nur tagsüber, sondern häufig die ganze Woche hindurch ohne warmes Mittagessen sich bescheiden mußte. Brotkrumen und Alkohol dienten ihm fast regelmäßig als Ersatz. Ohne Zweifel hat der Dichter, dem alle seine schlesischen Typen, ganz gleich in welcher Aufmachung sie vor uns

treten, vorzüglich gelungen sind, diese Tatsachen dem Leben gut abgelauscht. Auch die Willkürgeichung ist überall gelungen, im Bauern, im Weber, im Maurer, im Fuhrmannsbau. So begegnet uns das Alkoholmotiv in verschiedenster Variation in den Dramen des Dichters, hier zum Problem gewandelt, dort als Begleiterscheinung geformt, immer aber meisterlich gestaltet.

Grenzen der Fortpflanzung Weife Beschränkung in der Natur

Jedermann ist sich darüber klar, daß nur einer kleinen Anzahl der Nachkommen der Tiere die Erreichung eines reifen Alters vergönnt ist, und daß sich nur wenige Samen zur Pflanze entwickeln; wenige aber machen sich wohl davon eine Vorstellung, wie gering in Wirklichkeit die Aussicht für die meisten Samen ist, sich zu voller Entwicklung entfalten zu können. Darüber können selbstverständlich keine genauen, zahlenmäßigen Berechnungen im einzelnen angefertigt werden; immerhin kann man schätzungsweise doch ersehen, welche unendlichen Schäden angezichtet werden, wenn der Kampf ums Dasein nicht die Mehrzahl der Lebewesen vor der Zeit der Reife vernichten würde.

In Frankreich kann sich z. B. kaum ein anderes Säugetier mit den Kaninchen messen. Man hat berechnet, daß wenn nur einige Kaninchen innerhalb 8 Jahren ihre sämtlichen Nachkommen großziehen würden, diese Zahl am Schluß dieser drei Jahre auf 18 718 000 Kaninchen zu berechnen sein würde. In Australien sind die Kaninchen denn auch eine Landplage geworden, und zwar aus dem Grunde, weil es an Fierzen fehlt, die mit der jungen Kaninchenbrut aufzäumen könnten. Dazu befiß die Tiere dort einen Ueberfluß an Lebensmitteln, der ihrer Nachkommenschaft die besten Existenzbedingungen gewährte und die Fortpflanzung deshalb begünstigt. Der Ursprung der australischen Plage liegt kaum 70 Jahre zurück, und die Ahnen der riesigen Kaninchenherden von heute waren ein paar englische Kaninchen, die ein eingewandeter Landwirt auf seinem Grund und Boden hatte frei umherlaufen lassen.

Man weiß, daß seit Alters her die Ernten durch Insekten mehr oder weniger zu leiden haben. Aber auch die schlimmste Insektenverheerung ist als ein reines Kinderpiel zu bewerten gegenüber dem Schaden, der entstehen würde, wenn auch nur die Nachkommenschaft eines einzigen Insektenweibchens ungehindert leben und sich entwickeln dürfte. Nehmen wir z. B. einmal den gewöhnlichen Kohlweißling. Er legt jedesmal vieleicht 40 Eier. Nimmt man an, daß die Hälfte dieser Eier weibliche Brut enthält, so würde die Zahl der Nachkommenschaft dieses Schmetterlings nach drei Jahren nicht weniger als 1 Milliarde Stück betragen. Abgesehen davon, daß eine solche Riesenzahl schon im Larvenstadium unerhörten Schaden anrichten müßte, würden beispielsweise die fliegenden Insekten in der Luft eine Nierenwolke bilden, die groß genug wäre, um eine große Stadt in Dunkelheit zu hüllen. Ueber die Zahl der Eier eines Dorfsches hat vor Jahren ein englischer Naturwissenschaftler eingehende Untersuchungen angestellt. Danach betrug diese Zahl rund 7 Millionen. Nach niedriger Schätzung würde damit die Nachkommenschaft eines Dorfsches, vorausgesetzt, daß alle dem Ei entschlüpften Jungen am Leben blieben, kaum im Mittelmeer Platz finden. Und im Laufe von drei Jahren würden die Weltmeere vollständig von Dorfschen blockiert sein, falls die Vermehrung ungehindert vor sich gehen könnte. Aber dazu kommt es nicht; denn gerade die Sterblichkeit der Dorfsch-Eier ist außerordentlich groß. Hunderttausende von Eiern werden verschluckt, noch bevor sie ausgebrütet sind, und Hunderttausende der kleinen Fische fallen den Raubfischen zum Opfer.

So harmlos z. B. die Sumpfdotterblume ist, so würde sie doch sehr gefährlich werden können, wenn sie sich ganz frei und unbehindert vermehren könnte. Der Botaniker Anton Kerner, Ritter von Marilaum, hat ausgerechnet, daß dann in einer Periode von nur drei Jahren die Zahl der Pflanzen groß genug wäre, um das gesamte Festland der Welt zweimal zu bedecken. Was hält nun dieses Unkraut ab, sich ungehemmt auszubreiten? Die Frage ist nicht so ohne weiteres zu beantworten, denn man weiß nichts von einer epidemischen Krankheit, die am ehesten diese Verbreitung zu hindern vermöchte. Vielleicht wird eine Anzahl der Samenkörner von den Vögeln gefressen. Wahrscheinlich aber ist, daß die meisten Samen, die zu Boden fallen, von anderen Pflanzen erstickt werden. Nach den Mitteilungen des „Scientific American“ wurden an einem großen Exemplar eines Riesenschampignons nicht weniger als 7 Millionen Sporen gezählt. Man hat berechnet, daß im Durchschnitt jedes Exemplar des gewöhnlichen Crampignons nicht weniger als 2 Milliarden Sporen aufweist.

Für unsere Frauen Eine Hundertjährige

Das ist der Anfang einer kleinen Geschichte von Dostojewski, aus dem „Tagebuch eines Schriftstellers“ (Uebersetzung von Jega Frisch).

„Bist du müde, Altschen?“ frage ich. „Ja, müde, Herzchen, immer müde. Ich dachte mir, es ist warm, die liebe Sonne scheint, da will ich einmal zu meinen Enkelkindern gehen zum Mittagessen.“

„Also zum Mittagessen willst du, Mütterchen?“ „Ja, ja, zum Mittagessen, meine Liebe, zum Mittagessen.“ „Auf diese Weise wirst du aber nicht hinkommen.“

„Doch, ich werde schon hinkommen. Ich geh ein Stüdehen und ruh mich aus, dann steh ich auf und geh weiter.“ Ich sehe sie genauer an und werde sehr neugierig. Das Weibchen ist so klein, so sauber, die Kleidung so fadensteinig. Sie ist sicher aus dem Kleinbürgerthum mit ihrem Stüdehen. Ihr Gesicht ist klar, gelb und an die Knochen festgedrückt. Die Lippen farblos, eine Mumie. Sieht jedoch da und lächelt, die Sonne scheint ihr gerade ins Gesicht.

„Bist wohl sehr alt, Großmütterchen?“ frage ich halb im Scherz. „Hundertvier Jahre, meine Liebe, hundertvier Jahre, nicht mehr.“ gibt sie scherzend zurück. „Und du, wo gehst du hin?“

„Sie steht mich an — laß, freut sich wohl mit jemand zu sprechen. Wie seltsam bei einer Hundertjährigen die Neugier, wohin ich geh, als wenn es sie interessierte.“

„Da habe ich nun, Großmütterchen“, erwidere ich ebenfalls lachend, „Stiefel für mein Nadelchen im Geschäft gekauft und trag sie jetzt nach Hause.“

„Sieh bloß, wie klein sie sind, die Stiefelchen, dein Nadelchen ist wohl noch klein. Gut, daß du sie hast. Hast du noch mehr Kinder?“

„Und wieder lachst sie und sieht mich an. Die Augen sind glanzlos, fast erloschen, und doch leuchtet es wie ein warmer Strahl aus ihnen.“

„Willst du, Großmütterchen, nimm dies Fünfkopfenstück von mir an, laß dir eine Semmel dafür. Und ich reiche ihr das Fünfkopfenstück.“

„So nimm, Großmütterchen und nichts für ungut.“ Sie nahm es. Man sah ihr an, daß sie nicht bettelte, sie hatte es nicht nötig, doch sie nahm die Münze von mir an, gütig und gar nicht wie ein Almosen, sondern wie aus Höflichkeit oder aus Herzgenugut. Vielleicht hat es ihr auch gefallen, daß sie angesprochen wurde — wer spricht denn sonst mit ihr irraiten Weibchen? — und da kommt jemand, spricht nicht nur mit ihr, sondern sorgt sich um sie liebevoll.

„Aun, leb wohl, Großmütterchen, komm gesund hin.“ „Ich komm schon hin, Herzchen, ich komm schon hin. Du aber geh zu deiner Enkelin“, sagte sie, bergessend, daß ich von einem Lächleren sprach, offenbar meinte sie, alle müssen Enkelkinder haben.“

Ich ging weiter und sah mich zum letztenmal nach ihr um: ich sehe, sie steht langsam, mühselig wieder auf, Kopfi mit dem Stüdehen und schleipf sich weiter. Sie wird wohl noch zehnmal unterwegs ausruhen, bis sie zu den Thüren „zum Mittagessen“ hingelangt. Und wohin mag sie wohl zum Mittagessen gehen. Ein merkwürdiges Großmütterchen!

Eine japanische Weiberstadt. Auf Hon-do, der größten der japanischen Inseln, liegt an der Küste des Stillen Ozeans eine Stadt, die sicher in ihrer Art einzig ist. Die Stadt ist mehrere hundert Jahre alt und wohl die einzige in der Welt, wo die Frauen die erste Rolle spielen. Die Frau ist hier nicht nur Oberhaupt der Familie, sondern sie sorgt auch für deren Unterhalt. Die Männer dagegen besorgen das Haus, und die Kinder verrichten die übrige Arbeit, die sonst der Frau obliegt.

Die Japaner nennen diese Frauen „Mumphen“, da ihr Beruf darin besteht, ins Meer nach Perlen zu tauchen. Die Stadt liegt an der Sehiambucht, und hier finden sich außerordentlich viele Perlmuscheln, die die Frauen vom Meeresgrund heranzubolen. Im Sommer bringen die weiblichen Perlenfischer bis zu zehn Stunden täglich drauhen auf dem Meere zu, und sie sind im Tauchen so geschick, daß sie sich bis drei Minuten unter Wasser aufhalten können. Es ist eine mühselige Arbeit, und wenn sie nach getaner Arbeit in ihr Heim zurückkehren, müssen sie oft genug noch im Haushalt Hand anlegen, wenn der Mann nicht mit der Hausarbeit fertig geworden ist. Die Männer werden vollständig als untergeordnet angesehen, und die Geburt eines Knaben hält man fast für ein Unglück, während der Eintritt eines Mädchens in die Welt mit Befriedigung begrüßt wird.